

Im Grabe.

Eine Phantasie von Hermann Sudermann.

Es geht auf Mitternacht. — Dunkel brennt die Lampe und draußen auf den Straßen beginnt es still zu werden. Nur von Zeit zu Zeit kreischt und knirscht der Schnee unter den Füßen eines Heimkehrenden. — Der Schein der Gaslaternen lagert auf den befrosteten Fenstern, als wäre ein gelbes Tuch von flimmernder Seide darüber gebreitet. In dem Zimmer herrscht eine dumpfe Hitze, die aus den Stoffen benimmt und mitten im Frühschlaf den Schwitz aus den Poren jagt. — Ich habe zur Nacht noch einmal gehen lassen, denn mich fror. Wann fängt mich nicht? — Ich habe zu arbeiten verüßt. Um mich her ausgegüht liegen Bücherberge — das Schreibzeug liegt bereit — das Papier ist zurecht gerückt — über ihm brüht heiß die Tasse von verbräut. Das Papier ist leer geblieben. „Schöne Dich,“ hat mein Freund, der Arzt gesagt. „Du hast Dich zu Schanden gearbeitet. Du mußt ruhen.“ „Nahen, ruhen!“ lüchelt sich lässig an allen Winkeln, während rings die Arbeit sich aufhäuft und mich zu erschließen droht unter ihrer Last.

„Schaffen, schaffen!“ hallt es aus dem Innern wieder, wie die Stimme eines Fährtenhais, der einen toten Fiel an seine Pflichten gemahnt.

Der Dampf, der in grünlichen Wolken der Theekanne entquillt, wirbelt empor, wunderbare Formen annehmend, die sich zusammenballen, durcheinanderquirlen, wie Phantome über einen Heuzugel. Und plötzlich bildet er eine Menschengestalt, erst nebelhaft, unbestimmt, dann fester, enger zusammengefaßt. Sie wiegt sich und wankt wie von Winden umhergetrieben und läßt sich dann lässig schwer zur Erde niederwallen. Ein altes Weib steht vor mir, die grauen, spärlichen Haare von einem Umhangschleife halbverhüllt, Knäuel aus Strümpfen und Wangen. Ich fange zu lachen an, denn Gesichter haben schon angehört, mir Respekt einflößen.

„Heißt Du etwa auch Thea, Du liebliches Weib?“ frag' ich.

„Ich heiße Thea,“ antwortet die Alte mit einer heiseren, doch weichen Stimme, in der ein leiser Nachhall einstigen Wohlklanges zittert, und ich frue mich, daß Du wieder lachen kannst.“ Dabei schaut sie mir mit ein paar weichen, süßen Augen so mütterlich besorgt ins Gesicht, daß mir die Neue über meinen Hohn heiß durch den Leib läuft. — „Aber ich will mich nicht machen lassen. Um wenigstens durch solches Geistesgübel, das ja doch nur krankhafte Ausgeburt des eigenen, wirren Kopfes ist. (So sag' ich mir.) Die Jahre haben Dich nicht zu Deinem Vortheil verändert, holde Thea.“ red' ich sie an.

„Dich auch nicht, Du hast die Fingel verloren, bist zusammengekrümmt wie ich.“

„Aha, darauf also kommt Deine werthe Erscheinung hinaus. Spiegelfeld meines Ich! Der Lauf meiner Deinen symbolisch verdrängt! Keine das, keine das. — Du mußt mir respouder vorkommen, Thea. Wiedu — meine Zeit ist zu kostbar, um sie mit Allegorien zu verdröben.“

„Was hast Du denn so Wichtiges zu thun?“ fragt sie. — „Wenn nichts Anderes, so zu sterben.“ — „Und so tief bist Du von diesem Gedanken durchdrungen, daß Du Stunden und Tage darüber hinbrichst und Dich auf diese Art schon lebendig vergräbst?“ — „Und wenn ich's thue, wen geht es an?“ — „Deine Sünderinnen — die Welt.“ — „Die Welt? — Was bin ich ihr schuldig?“

„Sie sag mir Feuer aus den Aehren und goß Gift dafür hinein. Sieh mich an, wie ich dasige, gezeichnet, zerbrochen. Das hat die Welt aus mir gemacht.“ — „Das hast Du selbst aus Dir gemacht. — Klug und frühlich sollst Du werden — dumpf und traurig bist Du geworden.“

„Gut — und wenn ich's ward, das Grab wird mich davon erlösen.“ — „Immerfort das Grab! — Warum suchst Du es in Deinen finstern Phantasien? Etwas weil Du Dich wahrhaft danach sehnst? Nein. Zum Leben seht Dir die Kraft, zum Sterben der Muth.“ — „Das ist nicht wahr,“ ruf' ich, „ich will sterben.“

Sie lächelt. Es ist ein unglücklich mildes, trauriges Lächeln, das ihre sahnen, wellen Hüge verklärt, und das Herz will mir aufspringen bei seinem Scheine. Und sie legt die rechte Hand auf meinen Schenkel. Leicht und kühl wie eine Schneeflocke ruht sie darauf, aber schwer und schwerer wird sie mit jedem Augenblicke, zu Bergeslasten schwillt ihr Druck, nicht länger vermag ich ihm Stand zu halten, ich sink, sink — der Boden öffnet sich — finster wird es vor meinen Augen.

Als ich wieder zu mir komme, finde ich mich von tiefer Nacht umgeben. „Wieder einer deiner dumpfen Träume,“ sage ich mir und will nach der Streichholzschachtel tasten, die auf dem Nachtschisch steht, um zu sehen, wie viel Uhr es ist. Aber hart schlägt meine Hand gegen ein Brett, das dicht an meiner Schulter ischlag in die Höhe strecht. — „Solltest du doch am Ende begraben sein?“ frage ich mich. „Dann wäre ja dein Wunsch in Erfüllung gebrannt.“ — Ein frisches Duft wie von Halbkraut und Rosen dringt mir in die Nase. „Aha,“ sag' ich mir, „man hat dir deine Lieblingsblumen ausgelegt. Unter Rosen bist du

begraben wie du es dir immer gewünscht hast.“ Sodann taute ich vorstichtig nach meiner Brust. Meine Finger stoßen an harte scharfe Mitternachten. „Was ist das?“ frage ich verwundert. Ja, ha! Ich habe einen Vorbertrauf erkannt. „Nun hast du ja Alles, wonach dein Herz so innig verlangte, du Narr deiner Ehsucht,“ und eine großartige Ironie bemächtigte sich meiner. —

Plötzlich vernahm ich etwas von Menschenstimmen. Ich erkannte sie beim ersten Laut: sie gehörten zwei Männern, denen ich häufig dienstbar gewesen war, und da ich wußte, daß ich ihnen vertrauen durfte, so hatte ich ihnen für den Fall meines Todes meinen Nachlaß testamentarisch überantwortet, damit sie ihn sichten und nachsehen, ob sich Etwas vielleicht für weitere Freile brauchbar erwiese. Sie hatten mir ja oft genug versichert, wie sehr sie mich hochschätzten, und daß ihre Tadel — mit dem sie mich insgeheim zur Verzeihung trieben — nichts weiter wäre als wahre, selbstlose Liebe. Ich lauschte, denn ich wollte mich das Vergnügen machen, sie auch über das Grab hinaus treu und ergeben zu wissen. „Der arme Teufel!“ sagte der Eine im Tone so kläglichen Bedauerns, daß ich noch im Grabe mich meiner selbst so schämen begann. — „Gut selb ins Gras beißen müß'n,“ fuhr der Andere fort und seufzte. — „Ach ja! — Na, aber es ist besser so für ihn wie für mich. Ich hätte ihn doch nicht lange mehr über Wasser gehalten?“ wolt' ich ruhen, aber ich begann mich, daß sie mich doch nicht hören könnten. Und der Erste nahm das Wort: „Nur mir ist es manchmal fauer genug geworden, ihn mit meinem Rath zur Seite zu setz'n, ohne ihn in seiner Eigenliebe zu verletzen, denn — das wissen wir ja Beide, wie eitel, wie vernarrt er in sich war.“ „Ja, wir wissen's beide,“ wiederholte der Andere. — „Und doch leiste' er wenig genug,“ fuhr der Erste in seiner Gedrübete fort, „ja, im Vertrauen gesagt, es war überhaupt nicht viel bei ihm dahinter.“

„Da hat er uns nun diesen Haufen Scherensel hinterlassen, der Himmel weiß, was wir damit anfangen sollen!“ Die beiden saßen. Dann hörte ich die Stimme des Zweiten: „Ich habe einige Nächte daran gelegen, um mit der Pietät, deren ich mich stets gegen ihn befleißigt habe, die Papiere durchzusehen. Es ist so gut wie nichts Brauchbares da zu finden. Man müßte sich denn gerade der Mühe unterzieh'n, in eigenem Sinne zu ordnen und umzugestalten, was dort unklar und chaotisch durcheinander liegt.“ Natürlich würde das dann mein Werk, denn mein Name gehörte. Vielleicht daß man hinzusetzte: „Nach der Idee eines verstorbenen Freundes,“ um dem Entschlummerten ein ehrendes Denkmal zu setzen.“ — „Ich würde an Hingebung natürlich nicht hinter Ihnen zurücksteh'n,“ warf der Erste ein. — „D' bitte,“ sagte Jener, „Sie haben Wichtigeres vor.“ — „Durchaus nicht. Ich reklamire mein Freundsrecht gegenüber dem theuren Verstorbenen, ich würde — übrigens — meinen Rechtsanspruch —“

„Aber ich bitte Sie!“ Thronen wir also!“ — „Theilen wir!“ Sie neigten was ihrem Schaffen, ich was dem meinen am nächsten liegt. Und was den Antorennamen anbelangt, so können wir ja der Einfachheit wegen —“

„Und da er doch schon so gut wie ganz vergessen ist —“ „Könnten wir einfach unsere Namen —“

„Nun, wir wollen setz'n!“ — „Gewiß, wir wollen setz'n!“ Da mit enternnten sich die beiden Stimmen.

„D,“ sagte ich, „setzt ich mir klar, wie ihr mich bemüthigt, wenn ich gesundenen Aufhebes zu euch kam, damit ihr selber geberd würdet auf meine Kosten. O, wenn ich noch einmal lebendig —“

Hell anlachend hielt ich inne. „Was sind das für idirichte Wünsche, alter Junge? Setz' zutreiben, daß Alles zu Ende ist.“

Ich streckte mich aus, saltete die Hände und beschloß, in guter Mut' ins All hinüberzudämmern. . .

Der alte Pandur.

Stiche von Maxa Cop Marlet.

Er ist nicht mehr — und was noch schlimmer ist, auch seines gleichen gibt es nicht mehr. Der alte Pandur, der so süchtlich fluchte, daß es wirklich den Himmel erschütterte, mußte, der die Knaben am Schoppe, die Wäter am Kragen, die Wägte an der Modfalte hielt, er hat dem hüßlichen, elegant adjustierten, Sicherheitswachmann weichen müssen. Die Faust der Strohhengerechtigkeit, die einst überall lässig ordnend zugreifen mußte, steht jetzt in weissen Handschuhen. Wie hätte er darüber lachen müssen, der alte Brane — der letzte von dem alten Pandurenforper aus der kroatischen Grenz, den ich noch kannte — wenn er es erlebt hätte! Seine Lebensregeln waren so ungefähr ohne Grobheit seine Furcht, ohne Furcht sein Gehorham, ohne Gehorham sein Regiment, was bei ihm dem Sinne nach Regierung heißen sollte. Die parlamentarische Höflichkeit, mit der die Sicherheitsorgane heute mit dem Publikum verkehren (parlamentarisch nur in dem Sinne, daß die Höflichkeit eben zu unständlichen Unterhandlungen führt, nicht etwa, weil das Parlament die geliebte Grobheit des alten Panduren gar nicht kennt) hätte den alten Brane nur ein Kopfschütteln gelostet.

Der alte Brane war seinerzeit eine Autorität. Um die höheren Instanzen der Gerechtigkeit kümmerte man sich in der guten alten Zeit verflucht wenig. Der Pandur war es, der die Leute „ins Loch“ steckte und deshalb genöthig auch ein gewaltiges Ansehen. Wenn er so daherkam mit blühenden Silberkähnen, wild rollenden Augen, seinem aufgewickelten Schmirrbart, mit einem Hagelwetter von leinigen Flischen auf den Lippen, so stoben die Kinder vor ihm auseinander, stekten die Streitenden einen Augenblick die gehaltenen Fäuste in die Tasche und schwiegen mitunter sogar die leidenden Weiber. Man wußte zwar im Volke, daß der alte Brane keinen zum Tode oder auch nur zur Festung verurtheilen konnte, daß sein Messer nur die kleinsten Strafenkravalle sein — aber mein Gott, das war es ja eben. Ein ehrlischer Mensch kann allenfalls leben ohne zu morden oder zu fesseln; aber ohne einen Raub, ohne Fluch- und Schimpfwörter, ohne eine kleine hässliche Krügel — hm! — der Teufel liebe dafür! So dachten die Leute und trauten sich die Rädje, wenn der alte Brane vorüberging und dann durch ihre Wäldlinge schon im Voraus um Vergebung, wenn sie demüthig wieder einmal in „breiter Baune“ (so nennen die Kroaten einen leichten Raub), weil er das Herz zu weltumfassenden Gefühlen weitete) gegen die Stillsichtigkeit verstoßen sollten.

Mitunter soll es freilich dem guten, alten Brane selbst passiert sein, daß er etwas bedenklich von einem Fuß auf den andern wankte und die Trommel, die er zu Vizitationsverhandlungen in den Straßen erdröhnen ließ, in seinem eigenen Hirn zu wirbeln schien. Aber das war höchstens zur Mollzeit der Fall und dann wußte er sich immer mit Ehren aus der Affaire zu ziehen. Beim Verlassen der Schänke arretrirte er den ersten besten „fußleichten“ Keel, hängte sich in ihn ein und steuerte so selbstänker gegen das Magistratsgebäude, wo ihnen die verhängnisvolle rote Lampe entgegenwinkte. Wer kam im Schleier der Nacht — und die Straßengebeleuchtung war damals wirklich noch nicht nennenswerth — entschanden, wer von den zwei sich pendelförmig nähernden Gestalten der eigentlich Wandelnde sei?

Nur wenige Eingeweihte wußten, daß der alte Pandur auch ein Poet gewesen. In seinen alten Tagen, als er sich sonnend, neben seiner gelickten Trommel lag, antwortete er stets in Versen auf die Frage nach seinem Befinden. In freier Uebersetzung seiner merkwürdig verdröhten Sprechweise ungefähr so:

Wie's geht? Nun, soll's hören: Abfälle kauf' ich nicht, Korn verkauf' ich nicht, Was ich Zeug hab', ist auf mir, Was ich Brod hab', ist in mir. In was ich umhergeh', in dem schaf' ich, Befehl hör' ich jeden, besorg' aber keinen. Drum setz' ich jeden Augenblick — der Teufel hol's doch! Im Arrest — dem bekannten mir heimlichen Loch!

Ja, er war ein Diogenes, der nicht einmal der Sonne bedurfte; denn in sein theures Arrestloch, das ihm von tausend Erinnerungen seiner einstigen stolzen Machtstellung sprach, hielt er nicht. Man hatte ihm im Verdacht, daß er, seit er den Dienst niedergelegt, sich für keine Vergehen selber äufert einleimpfen ließ, bloß um in die bewußte dunkle Kammer des Magistratsgebüdes zu gelangen. Aber als die Neuerer, die „menschenfreundlichen Fortschrittler“, auch in diese Zelle ein großes Licht, allerdings vergittertes Fenster brachen, da freute ihn auch das nicht mehr. Der alte Brane warf sich nun auf die Politik. Für nationalen Eifers, der Großmachtsräume der Wölter hätte er aber absolut keinen Sinn. Die Politik bestand für ihn aus den Steuern, der Rekrutierung und — der kleinen Lotterie. In seinem alten Kopf erschien ihm der Staat ungefähr wie eine riesige Weinpresse. Die kleine Lotterie war die erste Schraubendrehung; da sprang das Blut noch reich, frisch und frühlich hervor; das waren die Staatsentnahmen, die freiwillig und aus dem Ueberfluß gelesst wurden und die, wie er meinte, alle Klassen im Lande füllten. Die Rekrutierung gab Gelegenheit zu spißigindigen Voraussetzungen, ob es bald Krieg geben würde. Bei Kriegesgefahr wurde um die zweite Schraube fester angelegt; das waren dann die Steuern. Schließlich aber wunderte es den alten Brane doch, daß die Kriegesgefahr in neuerer Zeit gar nicht mehr schwinden wollte. . .

In seinen letzten Jahren betrieb er sein früheres Metier aus Privatvergnügen. Wie der große Bismard in Friederichsruh sein diplomatisches Schachspiel nicht lassen kann, so vermochte es der alte Brane nicht über sich, das Politispielen aufzugeben. Seine Spißigbigkeit lieferte so manchen Gauner und fand er keinen Anders, sogar ihn selbst in's Loch. Ganz besonders hatte er die Zigeuner schatz auf dem Horn. Wenn sie Freitags bei den großen Viehmärkten erschienen, entredete der alte Brane bald, daß der schöne Kupferstessel, den sie anboten, nur elendes Blech, oder daß ihnen dieses Pferd oder jener Fiel von einer Weisung „nachgelassen“ sei. So entschuldigen die Kerle nämlich vor Gericht derlei Diebstähle. Und entküpften sie dem Arm der Gerechtigkeit, so half der alte Pandur bald auf ihre Spur, denn er wußte genau, daß die Holzschuhe der Zigeuner nicht wie die der Bauern auf beide Füße gehen

fordern wie die der Herrenleute einer für den linken, der andere für den rechten gemacht sind.
Die wellbewegende Axt der Kaceneinheit fand bei dem alten Vorne keinen rechten Anklang. Ihm war unangenehm, wenn sie über als trotziges Geklag und wieder umgekehrt. Auch die Spracheneinheit besah ihn nicht in seinem kharaktistischen Urtheil. So ergabte es oft ein Geschickliches, das einen prächtigen Spott auf den Chauvinismus der Serben enthielt. Es lag so an:

Ein Serbe sah einen Hasen im Kofelsfeld sitzen und rief entzückt: „O, Du glücklicher Vorkog, was hast Du mit gebracht! Für diesen Hasen lauf ich mit einem Trutzhahn, für den Trutzhahn einen Widder, für den Widder ein Dechstein, für das Dechstein ein Pferd — und hier schloß die Erzählung in Versen):

Schwing schnell mich auf seinen Rücken und rufe juche! Mein müthiges Köhlein nun — hü! hü! nun so geh!
Auf diesen lauten Krustuf des Serben erschraf der Hase natürlich — und — lief davon.

Man mag lächeln über den braven Brane, der nun für immer in ein dunkles Eberdenloch eingekastelt zur Ruhe gegangen ist, aber so unrecht hatte er doch nicht mit seiner Wellweisheit, der alte Harbur!

Die Mutter.

Sätze von Hedwig Erlin-Schmedebier.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem Herbstabend. Der Wind fuhr heulend um's Haus und ließ die fahlen Aeste der Bäume abwechselnd mit dem prasselnden Regen, an's Fenster schlagen. So recht ein Wetter, um sich im lieben Familienkreise bei einem Täßchen Kaffee oder Thee doppelt wohl und behaglich zu fühlen. Doch auch das ist nur Geklimmte, und Ausnahmen sind nicht selten. Mutter und Tochter, die dort im kleinen Eckhause an dem Ende der Straße, im Wohnzimmer saßen, machten eine solche Ausnahme. Der bereits in die Tassen gegossene Thee war dem Gefallen nahe und immer noch regte sich von keiner Seite ein Verlangen, ihn seiner Bestimmung anheim zu geben. Auf dem einfach braun überzogenen Sopha vor dem Herd lag eine ehrwürdig aussehende ältere Dame, auf deren glatte, gestrichelten Haar bereits der Keif der Jahre lag. Sie hatte das Haupt sorgenvoll gestützt und blickte traurig vor sich nieder. Ihr gegenüber saß ein junges Mädchen von etwa siebzehn Jahren. Ihr Antlitz war nicht regelmäßig, aber auffallend hübsch. Freiche der Jugend, lebhaftes Temperament und aufbauender Trost lagen auf den immer noch sehr kindlichen Zügen Adelines. Jetzt warf sie energisch den Kopf in die Höhe, daß der schwere braune Jopf, der über der Schulter gelegen hatte, auf den Rücken flog. Ihre Augen blühten und um die Mundwinkel suchte es erröthet. Es lag etwas in der Luft, wie man zu sagen pflegt. „Abdi, unterbrach plötzlich die Mutter die Stille, durch welche nur das regelmäßige „Tid-tad“ der Uhr tönte, „nimme doch Vermeidung an Abdi, warum willst Du gerade jetzt fort, wo ich so Mutterelienalkin bin? Hast Du gar kein Gefühl mehr für Deine Mutter, die Dich vor der Hand nicht entbehren kann?“

Die Angeredete antwortete erröthet, während ihre Finger ungeduldig an der Tischdecke zupielten: „Aber ich kann nicht hierbleiben, diese Wände erdrücken mich, in diese kleinstädtischen Verhältnisse passe ich nicht! Ich bin jung, ich will die Welt sehen, die weite Welt, ich will etwas lernen lernen, will einen Beruf ausüben. Jrgend etwas, nur weiter, vorwärts kommen, streben, um endlich ein Ziel zu erreichen.“

Begleitet hatte Adeline gesprochen und ihre Augen glänzten, während sie die Mutter bittend ansah: „Mutter, so laß mich geh! Du bist jetzt gar nicht mehr so kränklich wie früher und wenn Du Dir ein Mädchen nimmst, könntest Du ganz gut fertig werden; lange bleibe ich ja nicht fort.“

Abentheuerlich ruhte das Auge der Mutter auf ihrem einzigen Kind. „Du bist ein Mädchen, Abdi, und als ein solches ist Dein Beruf das Haus, nicht die weite Welt. Du fühlst Schaffenslust in Dir, wie Du sagst, gut, zeige das hier, zeige es Deiner Mutter, der Du damit diese alten Tage verläßt, anstatt sie, wie Du es vorhabst, zu verlassen, nachdem sie Dich mit unendlichen Sorgen großgezogen, für Dich gewacht, gebetet hat. Nun die Zeit gekommen ist, wo Du ihr Alles vergelten könntest.“

„Du denkst immer nur an Dich“, wach Adeline trotzig ein. „Als ob ich etwas dafür könnte, daß wir so allein sind. Ja, und andere Mädchen meines Alters dürfen auch einmal eine Zeit lang fort. Da kommen sie in ausländische Pensionen und das noch mehr alles. Aber ich wurde immer schon zurückgekehrt, immer, immer!“ Aufgeregt klopfte das junge Mädchen auf den Tisch. „Ich soll hier nur verharren, um meine Weiterbildung kümmert sich Niemand, mich liebt Niemand.“ Weinen barg Adeline ihren Kopf in die Hände.

Wach, zitternd war die Mutter aufgestanden und im unendlichen Schmerz suchte sie zusammen, als sie auf ihre Tochter blickte. Endlich kam es gepreßt, mühsam von ihren Lippen: „Gut, Adeline, mein letztes Wort. Du sollst gehen, in der nächsten Woche noch. Ein Jahr bleibst Du fort, und keine Neure, keine Klagen und Tränen öffnen Dir früher die Thüre Deiner Heimath.“ Damit ging sie an der Weinenden vorbei in ein anderes Zimmer und schloß die Thüre hinter sich. Adeline war allein. Wie sonderbar gab ihr die Mutter die ersehnte Erlaubnis fortzugehen! Sie freute sich eigentlich gar nicht darüber, im Gegentheil, eine gewisse Unruhe befiel sie sogar. Doch

auch, die Mutter that gewiß nur so, morgen würde doch alles anders ein!

Adeline fühlte sich ermattet, deshalb legte sie sich auf's Sofa.

Mehr und mehr dachte sie über ihre Reise nach, dann wieder an die Mutter; wenn sie nun doch lebender wäre, wenn sie krank würde! Nun dann gab es ja Eisenbahnen, sie würde dann natürlich gleich zur Mama zurückkehren. Gott, wenn es dann aber schon zu spät wäre?

Abd befand sie sich in der großen Stadt, umgeben von allem Glanz, den der enorme Reichthum ihres Vaters hervorzuzaubern konnte.

Von allem umschmeichelt, verhätschelt, dachte sie nur selten an die einsame Mutter zurück. Ihr, dem Lieblich der geklammerten, vornehmen Welt, mußte man es verzeihen, wenn sie sogar nur selten Zeit fand, ein Briefchen zu schreiben.

Soeben stand sie vor dem hohen Spiegel, eine kostbare Seidenrobe anprobierend. Am Abend fand ein großer Ball statt, zu dem sie eingeladen war.

Da, wie sie gefiebert und bewundert von allen mit dem schönsten und vornehmsten Kadaver im Tange dahinschlief! Seine dunklen Augen sahen sie so räthselhaft an, sein Lächeln war so bezaubernd als er sagte:

„Schönste, Edelste der Damen, Prinz — den Namen konnte sie nicht verstehen — liebt sie.“

Ihr schwindelte vor so viel Glück. Doch der Saal schien sich zu verwandeln und drohende Gestalten kamen auf sie zu.

„Geht“, rief sie angstvoll auf, „der Prinz ist mein, mein, er liebt mich; ich werde sein!“ Damit legte sie in seinen Armen.

„Das wirst Du nicht“, rief auf einmal donnernd eine Stimme dazwischen, und ein starker Arm riß sie vom Geliebten los, und stieß sie mitten in den Saal hinein. Schadenfroß lächelten die Umstehenden; niemand kam ihr zur Hilfe. Da rief die Stimme von vornhin wieder:

„Herzliches Weib, das Herz, das Du Dir auserspäht, nahm ich Dir, weil Du ein anderes zertratest. Gehe hin, Deine Mutter liegt im Sterben, gehe hin!“

Mit einem glühenden Aufschrei sank Adeline zu Boden.

„Meine Mutter er lobt — ich habe sie getödtet! O rettet, rettet sie, sagt, daß es nicht wahr ist. O gewiß, das that ich nicht.“

„Wohl thatest Du es, Du verfluchtest sie, als sie bereits fühlte, daß sie Dich nötig hatte. Du schickst ihr mit Deinen harten Worten einen vergifteten Pfeil in's Herz, der sie langsam vernichtet. Du gedachtest ihrer nicht, Du schickst ihr nicht, während sie die Stunden und Minuten in heinender Sehnsucht zählte, den Todesstoß im Herzen!“

„Ist meine Mutter schon tot?“ wagte leise Adeline zu fragen.

„Nein“, antwortete man ihr, dann wurde sie hinausgeführt in die schaurige Nacht.

Wo sollte sie hin? Zur Mutter, nach Hause, nach Hause wollte sie gehen. Wie geht es eile sie noch einmal in's Haus zurück, warf das kostbare Seidenkleid von sich und in dem schrecklichsten Anzug geküßt, kehrte sie wieder zurück, der Stätte des Reichthums für immer Verwünscht sagend. Doch als sie das Eingetrigert öffnen wollte, das aus dem Park in's Freie führte, trat ihr eine hohe, dunkel gekleidete Männergestalt gebieterisch entgegen.

„Niemand darf dies Haus verlassen“, hieß es, „wir haben strengste Weisung.“

„Ich muß aber, ich muß gehen, meine Mutter stirbt sonst“, flehte Adeline und warf sich auf die Knie.

„Es hilft Euch alles nichts“, erhielt sie kalt zur Antwort. Da sprang sie wild auf.

„Ich werde Euch trogen, geht zurück, sage ich Euch!“

Der Mann lachte höhnlich. Da nahm sie schnell entschlossen eine Hand voll Sand vom Boden auf und warf es ihm in's Gesicht. Ehe der Betroffene wieder frei blicken konnte, war sie leichtfüßig, wie eine Kaze, über das Gitter entpflanzt.

Endlich war sie frei! Wie ihr der Kopf brannte, die Pulse schlugen, ach, hätte sie nun ausruhen können, aber die Mutter — nein, sie mußte eilen, sie wollte nicht ihre Mörderin sein.

„O Gott, hilf, rette sie!“

So stehend führte sie weiter, wie gekehrt durch die Nacht, durch Dornen und Gestrüpp, nicht achtend, daß das Blut bereits von Antlitz und von den Händen rann. Dort in der Ferne schimmerte Licht. Das mußte der Bahnhof sein. Mit Anstrengung der letzten Kräfte erreichte sie ihn endlich. Wie langsam schlichen die Stunden dahin, während sie im engen Eisenbahnwagen saß, das Herz voll Jammer, die Augen voll Thränen. Wie schaurig tönte das Brausen und Stampfen der Lokomotive durch die Stille der Nacht. Die Fahrt zum Tode vielleicht. — Ein Schauer überriete sie. — Ein altes Lied brauste ihr in die Ohren: „Zum Tode geh'st, ich hab's gewußt.“ Laut aufschreckend kam sie nieder. Endlich hielt der Zug. Gleich und todematt stieg Adeline aus. Sie befand sich in ihrem Heimathsort. Es war nun Morgen, und da es Sonntag war, kanten die Glocken. Dort, dort am Ende der Straße, stand sich das Elternhaus, das ihre Häuschen. O, könnte sie noch einmal, wie einst, als Kind glücklich mit der Mutter in kleinen Räumen wohnen. Nur einmal noch! Die blaue Adeline endlich wachte. Nur glücklich ging sie durch den Flur. Ein eigenthümlicher Geruch hel ihr an, wie nach Tannen- und frischen Blumen. — Nicht war überall weißer Sand gestreut. Da war der Mutter Zimmer. Adeline öffnete es. Im matten Dämmlicht gewahrte sie nur, daß jemand auf dem Bette lag. Wele trat sie näher. Da — die Mutter! — Mit einem herzerregenden

Aufschrei sank sie am Bette nieder, und schwer legte sich ihr Kopf auf die duftenden Todtenkränze auf der Mutter Brust. Nun waren die lieben treuen Augen geschlossen auf ewig — ewig —! wie entsetzlich das Wort durch die Stille tönte, ewig keine Verzeigung, ewig der Mutter Mörderin! Gnade, Gnade, ich wollte ja gutmachen! —

Die Glocken tönten lauter in der Verzweifelten Ohren, sie hörte ein eigenthümliches Geräusch, als wenn jemand im Zimmer hin und her ginge, plötzlich eine Stimme, die ihr wie Himmelsmusik klang:

„Abdi, meine arme Abdi, ich bin ja bei Dir, die Mutter.“

Adeline hob die schweren Augenlider. Da stand die Mutter vor ihr, ihre Hand faltend. Und das Zimmer — mo war sie denn überhaupt — zu Hause, im Wohnzimmer, auf dem Sopha — und die Mutter war gesund und lebte.

„Ist Dir's besser, Abdi“, fragte sie zärtlich, „Du hastest in der Nacht arges Fieber.“

„So ist alles nicht wahr, nur ein Traum umnachtete meine Sinne?“

Ein glückliches Lächeln glitt über Adelines Züge.

„Kamst Du mir verzeihen, Mutter“, bat sie leise.

„Mein Kind, mein liebes Kind!“ Ein warmer Kuß brante auf Adelines Stirn.

Tief gerührt beugte sich das junge Mädchen über die Hand der Mutter und sie küßend, brach es in Thränen aus. Dann schlüßte es: „Ich bleibe bei Dir, geliebte Mutter, nie will ich Dich verlassen.“

Räthsel.

Es ist leichter als Sand, Es ist nur ein Rauch, Der leise von deinen Lippen geht, Und unsichtbar im Winde weheth, Denn dieses Leichthe und Nichtigkeit, Dann wird jenseitig lichte Karte, Und dieses ebene Karte, In eins verbunden, Bei dir gelunden, Bald wech in Schmerz, Und hart wie Erz, Das Ding ist klein, Und doch geht Himmel und Hölle hinein, Und kann kein Räthsel auf Erden, Räthselhafter als dieses können werden.

Ein kurzes Wort, ein fröhliches Wort, Bringt Tausende in Gang, Im Nu, wenn dem Soldaten es Dell in den Oren klang.

Und wenn die Spielzeit überdient, Es spielen Schritt vor Schritt; Dann schuleren Knaben ihren Stod, Und zieh'n zur Seite mit.

Welche Ruppe wird lebendig? Welche Kugel läßt beständig? Welche Wand'rer ruh'n nicht aus? Welches ist der geheime Bogen, Den kein Mensch hat aufgezogen? Welches ist das kleinste Haus?

Wann meinen sie das Schönste, Wenn sie meinen Namen nennen, Seien's Menschen, seien's Dinge, Welchen sie ihn auerzählen. An der Waise bin ich oben, Und am Hohen immer hinten; An dem Reine muß die Reie, Vor der Junge mich ich finden.

Das Erste ist ein Lump, Das Aweite ist ein Band, Das Dritte ist das Zweite, 70' nördlicher Breite, Wo Frühe in Sommerzeiten Besamigen und Fausthandhände tragen.

Du siehst mich bald auf hohem Hügel, Bald unten in dem Thale steh'n, Ich bin des Janes Schwarm und Knecht, Mich kannt du literat dort ich'n. Ich hab' ein Herz von Stein und Eisen, Und stolze Dämonen schau mir an, Und oftmals kühme' an gold'nen Kreisen Ich halt und Arme aierlich dir. Du bauht mich oft bis zu dem Aether Im jugendlichen Liebesmuth, Doch wie ich stieg, so muß ich hater Berinnen, wie der Wasser Fluß.

Die Aufklösungen folgen in nächster Sonntags-Nummer.

Die Namen aller Derjenigen, welche uns auf schriftlichem Wege richtige Klösungen einbringen, werden dann auch veröffentlicht.

Aufklösungen der Räthsel aus letzter Sonntags-Nummer.

Aufklösung des 1. Räthsel's: Kreuzer.

Aufklösung des 2. Räthsel's: Bozar.

Aufklösung des 3. Räthsel's: Nachtigall.

Aufklösung des 4. Räthsel's: Obertegen.

Aufklösung des 5. Räthsel's: Vries.

Aufklösung des 6. Räthsel's: Bozar.

Richtige Klösungen: 1, 2, 4 und 5: Alired Henze.

*) Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Fischer.

Verlag und Druck von H. Neumann in Halle.

Erpedition des Halle'schen Tageblattes: Große Ulrichstraße 13, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis Abends 7 Uhr